

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Ferdinand Meyer: Die auf Befehl Friedrichs des Grossen durch
Henkershand verbrannten Schriften

Thon, wenn es sich darum handelte, Geflügelnahrung oder klappernde Früchte zu symbolisieren.

Für alle diese Steinchen, Kinderklappern und dergl. finde ich, soweit bis jetzt die Beobachtungen reichen, keine bessere Erklärung, als dass sie die den Toten auf den Weg nach Walhalla mitgegebenen Speisen darstellen und bedeuten sollen, wie ich auch die Beigefässe nicht anders als Behälter der ebenfalls mit auf den Weg gegebenen Getränke ansehen kann, welche letzteren vom Erdreich aufgesogen oder verdunstet sind und nur dann noch eine geringe modrige Schicht an der Gefässwand zurückgelassen haben, wenn sie, wie Meth, Extraktivstoff enthielten. Es folgen hierunter die beiden nach diesen Mitteilungen gehaltenen Vorträge.

Die auf Befehl Friedrichs des Grossen durch Henkershand verbrannten Schriften

von Ferdinand Meyer.

Nach Einführung der neuen „Kaffee-Ordnung“ vom 21. Januar 1781 traf die Schärfe des Berliner Witzes nicht nur die „Kaffeeriecher“, sondern streifte auch die Person des Königs. Es ist bekannt, wie Friedrich der Grosse beim Anblick eines am Fürstenhause in der Kurstrasse befestigten und von der Menge unlagerten Pasquills, das ihn auf einem Kaffeesack sitzend und eine Kaffeemühle zwischen den Knien drehend darstellte, das geflügelte Wort sprach: „Hängt es doch niedriger!“

So der grosse König, wenn es seine Person anging. Scharf dagegen verfuhr er selbst gegen seinen Liebling Voltaire, als dieser die beissende Satyre „Histoire du Docteur Akakia“ gegen Maupertuis, den Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften und Mitglied derer zu Paris und Petersburg, im Druck hatte erscheinen lassen.

Wenn ich zuvörderst in aller Kürze den Lebenslauf des Letzteren schildere, so geschieht es mit Rücksicht darauf, dass jetzt zweihundert Jahre seit der Geburt des gelehrten Sonderlings verflossen sind, der 16 Jahre in Berlin zugebracht.

Pierre Louis Moreau de Maupertuis erblickte 1693, als der Sohn einer vornehmen Familie, zu St. Malo das Licht der Welt und bekundete schon in früher Jugend eine grosse Neigung zur Mathematik. Zwanzig Jahre alt, trat er bei den Mousquetaires (der prächtigen, altadligen Leibgarde Ludwigs XV.) ein, widmete aber seine freien Dienststunden fortgesetzt dem mathematischen Studium und quittierte dann der militairischen Laufbahn. Im Jahre 1735 übertrug ihm Ludwig XV., als nunmehrigem Mitgliede der Pariser Akademie der Wissenschaften,

die Leitung einer Expedition nach Torneä, um die Gestalt der Erde festzustellen. Veranlassung dazu hatte ein zwischen den Mathematikern entstandener Streit gegeben, ob unser Planet — wie Newton behauptete — an den Polen abgeplattet oder, nach der Meinung anderer Gelehrten, verlängert sei. Maupertuis bestätigte nach zweijähriger, mit den grössten Schwierigkeiten verbundener Forschungsreise die Behauptung Newtons und machte dadurch seinen eigenen Namen berühmt.

So auch hat Tournier in charakteristischer Auffassung sein lebensgrosses Bildnis gemalt, wie es auf dem in meinem Besitz befindlichen meisterhaften Stich von Daullé (1741) uns vor Augen tritt. Und zwar mit einer Widmung Voltaires versehen, der Maupertuis wegen seiner mathematischen Kenntnisse mit Archimedes, seines Mutes und seiner Ausdauer halber mit Columbus, und wegen seiner Resultate auf Torneä mit Michelangelo verglich.

Auf Empfehlung jenes seines Freundes an Friedrich dem Grossen richtete derselbe im Juli 1740 an Maupertuis das eigenhändige Schreiben: „Mein Herz und meine Meinung haben von dem Augenblick an, da ich auf den Thron gelangt bin, das Verlangen in mir erweckt, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie diejenige Gestalt geben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. Kommen Sie also und pflanzen Sie auf diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, dass es blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt; kommen Sie und zeigen Sie auch einem Könige das Vergnügen, einen solchen Mann, wie Sie sind, zu besitzen.“

Maupertuis kam dieser Aufforderung ungesäumt nach, vermählte sich hier mit Fräulein von Borck, einer Hofdame der Königin, und wohnte in dem Meyer-Riessschen Hause am „Quarré“ (dem heutigen Pariser Platz). Im Jahre 1746 ernannte ihn Friedrich der Grosse zum Präsidenten seiner neu gestifteten „Königlichen Akademie der Wissenschaften“, als welcher er ein Gehalt von 3000 Thalern bezog; im April des folgenden Jahres verlieh ihm sein königlicher Gönner den Orden pour le mérite.

Maupertuis wird als ein Mann von lebhaftem Geist und feinem Witz geschildert, der durch sein liebenswürdiges, einschmeichelndes Wesen Jedermann für sich zu gewinnen wusste.

Da erschien im Jahre 1751 sein einstiger Freund Voltaire am Hofe Friedrichs, und nunmehr bot der eben so ehrgeizige wie eigennützige Franzose alles auf, um Maupertuis aus der Gunst des Königs zu verdrängen und sich in das Vertrauen desselben einzuschmeicheln. Gelegenheit hierzu bot ihm alsbald der zwischen Maupertuis und den Professoren König in Frankfurt, und Herman in Basel ausgebrochene gelehrte Streit. Voltaire mischte sich dazwischen, trotzdem der König ihm anbefohlen hatte, neutral zu bleiben; er schrieb im Oktober 1753

eine gegen Maupertuis gerichtete Satire: „Brief eines Berliner Akademikers an einen Pariser“. Als darauf Maupertuis seine „Lettres Philosophiques“ drucken liess, in denen er u. a. den allerdings sonderbaren Vorschlag machte, ein Loch bis an den Mittelpunkt der Erde zu graben, — eine Stadt zu gründen, in der nur Lateinisch gesprochen würde, — die Kranken mit Harz zu überziehen, um eine schädliche Ansdünstung zu verhüten, und die Ärzte überhaupt nur nach erfolgter Heilung der Kranken zu honoriren, schrieb Voltaire seine mit dem beissendsten Spott gewürzte Schrift: *Histoire du Docteur Akakia, Médecin du Pape et natif de Kals.*

Zwar hatte Friedrich der Grosse das Manuskript mit vielem Vergnügen gelesen, dem Verfasser aber, aus Achtung gegen den Präsidenten der Akademie ausdrücklich untersagt, dasselbe dem Druck zu übergeben. Voltaire versprach es, hielt jedoch nicht Wort. Zwar wurde die Ausgabe noch rechtzeitig unterdrückt, dagegen erschien bald darauf in Dresden eine neue, die allgemeines Aufsehn erregte und namentlich in Paris grossen Absatz fand. Friedrich, aufs höchste über diese „Unverschämtheit“ empört, richtete an Voltaire jenen energischen Brief, der mit den Worten schloss: „Es wird sich zeigen, dass Sie, wenn Sie für Ihre Werke Statuen verdienten, für Ihr Betragen Ketten wert wären.“

Den Bemühungen Voltaires gegenüber, der Sache eine andere Wendung zu geben, verhielt der König sich kühl. Er liess ihn einen Revers, d. d. Potsdam, den 27. November 1752 unterzeichnen, Inhalts dessen Voltaire sich verpflichtete, fernerhin gegen niemand zu schreiben, der dem königlichen Hause auf irgend eine Art nahe stände, auch sich überhaupt seinem Stande als Königlicher Kammerherr gemäss zu betragen. Dann aber erfolgte, am Nachmittag des 24. Dezember, durch den Henker die Verbrennung der Schrift auf dem Gensdarmenmarkte; und zwar in unmittelbarer Nähe der Voltaireschen Wohnung, die sich damals in Franchevilleschen Hause, Taubenstrasse No. 20 befand — nicht No. 17, wie Fidicin angenommen.

Trotz dieser Genugthuung sollte Maupertuis das Opfer jener Satire werden; er erkrankte und begab sich dann, infolge einer merklichen Zurückhaltung seines königlichen Gönners, nach Basel. Dort verschied er am 27. Juli 1759 in den Armen seines Freundes Bernoulli.

Die zweite, von der schimpflichen Verbrennung betroffene Schrift betitelte sich: „Kurzer doch gründlicher Beweis, dass das Königreich Böhmen Sr. Königl. Majest. in Preussen zustehe.“

Der Tag von Lowitz (1. Oktober) hatte den Feldzug des Jahres 1756 beendet; die preussischen Truppen bezogen in der Lausitz und in Sachsen ihre Winterquartiere, um im nächsten Jahre die Blutarbeit von neuem zu beginnen. Mitte Oktober veröffentlichte Friedrich d. Gr., auf Grund

der ihm zugegangenen geheimen Mittheilungen und der in Dresden beschlagnahmten Papiere, ein Manifest, das den Völkern Europas die Pläne und Absichten seiner Feinde enthüllte und die Notwehr darlegte, in der er sich befand. Dem gegenüber traf Maria Theresia die endgiltigen Abmachungen mit ihren Verbündeten, und am letzten Tage des Jahres erfolgte der förmliche Beitritt Russlands zum Vertrage von Versailles.

Am 12. Januar des folgenden Jahres war Friedrich d. Gr. von Potsdam nach Dresden zurückgekehrt, wo er bis zum 28. verweilte. Während dieser Zeit nun erschien daselbst die vorerwähnte, aus 22 Paragraphen und einem „Genealogischen Schema“ bestehende Schrift. Ihr Verfasser beruft sich darin auf den Hofrath Glafey, „welcher, obgleich er dem Oesterreichischen Hause sehr ergeben gewesen, dennoch in seiner Pragmatischen Historie von der Crone Böhmen sich nicht entbrechen können, der Wahrheit nachzugehen und öffentlich das unstreitige Recht der Stammutter des Brandenburgischen Hauses, nemlich der Prinzessin Margarethe, auf das Königreich Böhmen anzuerkennen.“

Denn, so heisst es im Eingange der Schrift: „Es ist eine aus der Geschichte bekannte Sache, dass der Römische Kaiser Albertus II. des Königs Sigismundi, Prinzessin Tochter Elisabetha Ao. 1422 zur Gemahlin erhalten, und nach Absterben ihres Herrn Vaters wirklich das Königreich Böhmen nach Erbgangs Recht, seiner Gemahlin wegen bekommen habe. — Es erzeugte dieser Albertus mit erwehnter Elisabetha 2 Prinzessinnen und 1 Prinzen. Die älteste Prinzessin, Namens Anna, ward an den Herzog Wilhelm von Sachsen und Marggrafen zu Meissen 1446 vermählet, aus welcher Ehe 2 Prinzessinnen gebohren, davon die älteste, Catharina, Gemahlin Herzogs Henrici zu Münsterberg ohne Erben abgieng; die andere aber war Churfürst Johannis von Brandenburg Gemahlin, wovon Ihre jetztregierende Majestät von Preussen abstammen“ etc. etc.

Friedrich der Grosse liess die Schrift am 16. Januar in Dresden öffentlich durch den Scharfrichter verbrennen.

Ein in meinem Besitz befindliches Exemplar enthält zwei handschriftliche Notizen aus jener Zeit. Die erste lautet:

„Diese Pièce ist laut meines Freunds Schreiben auf Sr. Königl. Majestät von Preussen Befehl vergangene Woche durch den Scharfrichter verbrant, dann den 17. im Drucke confiscirt und dadurch so rar gemacht worden, dass das Exemplar, so nur 1½ Bogen (12 Seiten) stark, gerne vor 30 Kreuzer bezahlt wird; wie ich denn eben zwei Exempl. nach Bayersdorf durch den Boten senden müssen, und hab ich nicht mehr als noch 2 Exemplar übrig.“

Darunter hat der Empfänger vermerkt:

„Praes. den 22. Januar 1757.

Extr. des Extraktes der neuesten Weltbegebenheiten. Den 16. dieses (Januar) wurde auf Königl. Preussischen Befehl eine allhier (zu Dresden) zum Vorschein gekommene gedruckte Schrift (folgt der Titel) durch Scharfrichters Hand verbrannt, weil S. M. deren Inhalt missbilligen, und solche von übelgesinnten Leuten zum Druck befördert worden.“

Ob die unzweifelhaft gegen den Wiener Hof gerichtete Schrift wirklich ohne Vorwissen des Königs erschienen war, möge hier unerörtert bleiben. Als Verfasser der übrigen politischen Schriften aber, die damals die Gerechsamte Friedrichs, gegenüber den verderblichen Absichten seiner Gegner wahrnahmen, galt der Legationsrat, spätere Minister v. Hertzberg.

Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung.

Geehrte Anwesende! Das, was vielleicht die Meisten von Ihnen jetzt denken, trifft nicht zu. Sie erwarten einen belehrenden Vortrag; es wird sich aber nur um vereinzelte Mitteilungen handeln. Herr Stadtrat Friedel hat Ihnen bereits angedeutet, wie es zugegangen ist, dass ich in aller Geschwindigkeit redefertig sein musste. Diese in Frage kommende Redefertigkeit ist jedoch keineswegs mein Verdienst, da ich nur einfach das wiedererzählen werde, was mir selber mitgeteilt worden ist.

Das Wort „Die Hohenzollern in neuester Mythenbildung“ hat für denjenigen, der z. B. die interessanten Aufzeichnungen des Herrn Direktor Schwartz kennt, nichts Überraschendes. Vor kurzem veröffentlichte der genannte Forscher in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde“ eine längere Abhandlung über dieses Thema. Das, was dort von der Mark Brandenburg im besonderen und von Norddeutschland im allgemeinen gesagt wird, stimmt vortrefflich zu den Thatsachen, die ich in meinem kleinen Arbeitsgebiet, d. h. jenem Teile meiner ostpreussischen Heimat, welcher das Oberland genannt wird, nachweisen kann. Die Hohenzollern aber — wo immer auch von ihnen die Rede sein mag — und die „Brandenburgia“ gehören zusammen.

Der gebildete Städter hat meist keine Ahnung davon, zu welchen Ungeheuerlichkeiten sich geschichtliche Überlieferungen im Hirn des einfachen Landvolks auswachsen oder überhaupt verändern. In den Schulen wird wohl vaterländische Geschichte gelehrt und auch die Arbeiter